

## Zwischen Humanismus und Naturalismus

### Wo sollen wir stehen?

Ja, wo sollen wir stehen? Diese Frage scheint in unserer Gesellschaft von Jahr zu Jahr immer drängender zu werden und die Antwort immer ungewisser. Zu erkennen ist dies allgemein an der eskalierenden Unruhe. Die wiederum zeigt sich an der Sucht nach Events wie dem Reisewahn und anderen offenbar unstillbaren Bedürfnissen nach Fernliegendem und unentwegtem Wechsel, aber auch an der zunehmenden Enthemmung und Neigung zu Extremen, besonders in den sozialen Medien. Schritt für Schritt gehen die Maßstäbe, die in den letzten Jahrhunderten und Jahrtausenden die Gesellschaft stabilisierten, verloren oder werden zumindest in Frage gestellt. Die Konsensfindung ist mühsam geworden. Alte, erledigt geglaubte Orientierungen wieder aufleben zu lassen, wie etwa den Nationalismus, scheint eher auf eine Verschärfung der Situation hinauszulaufen als auf eine Beruhigung.

Seit der Relativierung der Religion im Zuge der Aufklärung ist nichts entsprechend Stabilisierendes an ihre Stelle getreten. Die zunächst hochgehaltene Vernunft ist nicht erst seit der „Dialektik der Aufklärung“ (Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, 1944) ihrerseits relativiert worden, sondern im Grunde bereits seit der Romantik, eigentlich schon seit der Kritik der Vernunft euphorie durch Hamann und Herder, spätestens aber seit der Freudschen Revolution im frühen 20. Jahrhundert. Relativierung der Vernunft bedeutet aber auch Relativierung der Wissenschaften, insbesondere der um rationale Objektivität bemühten Naturwissenschaften. Die haben zwar zunächst die von Immanuel Kant aufgewiesenen Grenzen der Erkenntnis praktisch ignoriert und sich im 20. Jahrhundert selbstverständlich auch gegen einen durchgreifenden Psychologismus gewehrt, doch haben sie ihren Glauben an den Objektivismus seit der Quantentheorie quasi selber von innen unterminiert, inzwischen vor allem durch mathematisch begründete Theorien, für die es unübersichtlich viele, wenn nicht unendlich viele „Lösungen“ gibt. (Man denke an die Stringtheorie oder die der Multiversen. Der Physiker Laurence M. Krauss hält es inzwischen sogar für möglich, „dass es überhaupt keine grundlegende Theorie gibt“.) Auch der Glaube an technische Lösungen, die aus der angewandten Naturwissenschaft hervorgehen, ist zwiespältig geworden. Die einen trauen ihnen immer noch zu, in umfassender Weise „rettend“ sein zu können, andere sehen darin geradezu einen fundamentalen Irrweg und fordern in einer Art modernem Rousseauismus: „Zurück zur Natur!“.

In der Tat scheint sich das ganze Orientierungsdrama, was sich in unserer Zeit entfaltet, aber schon seit den ersten Kulturen vor mehreren Jahrtausenden angelegt ist, zwischen den Polen „Naturalismus“ und „Humanismus“ abzuspielen. - Unter „Humanismus“ verstehe ich hier weder eine historische Epoche, die sich an Werten der griechisch-römischen Antike orientierte, noch eine ethische Norm, die die Menschenliebe idealisiert, vielmehr eine allgemeinere Haltung, die im Menschen, wie zuerst Protagoras formuliert hat, „das Maß aller Dinge“ sieht. Damit ist sowohl die normsetzende Kompetenz des Menschen gemeint als auch das Vertrauen in seine „weltbewältigenden“ Kräfte. Auf der anderen Seite verstehe ich unter „Naturalismus“ nicht eine besondere Naturliebe oder auch nur eine nüchterne Erforschung der

Natur, sondern eine Auffassung, nach der die „Natur“ oder die außermenschliche Welt die Maßstäbe für uns Menschen vorgibt und unser Handeln bestimmt oder bestimmen soll.

Die Wissenschaften sind in ihrem Selbstverständnis nicht auf das Handeln, sondern auf die Erkenntnis ausgerichtet. Aber auch hier lässt sich fragen, inwieweit der Mensch oder die außermenschliche Natur die Maßstäbe setzt. Bei den Geisteswissenschaften, auch Humanwissenschaften genannt, scheint der Fall klar zu sein. Die Naturwissenschaften hingegen dürften ein Grenzfall zwischen Humanismus und Naturalismus sein. Einerseits sind sie nach außen gerichtet, auf die Erforschung der äußeren Natur, die sie möglichst „objektiv“ zu beschreiben versuchen. Andererseits engen sie die Betrachtung der Natur gerade dadurch maßgeblich ein, dass sie sie zum „Objekt“ machen, indem sie sie einer streng definierten Methodik unterwerfen, nämlich der der Messbarkeit oder des jederzeit zu wiederholenden Experiments. Dabei wird in der Regel unterstellt, dass diese Methodik gewissermaßen naturgegeben sei, bis hin zu der Auffassung, dass Dinge, die mit der Messmethodik nicht zu erfassen sind, gar nicht existieren. Tatsächlich aber dürfte mit dieser durch die menschliche Ratio begrenzten Naturbetrachtung sehr vieles außen vor bleiben, vor allem die Möglichkeit, dass es in der Natur (unendlich viele) Singularitäten geben könnte. (Schon eine einzige Singularität, etwa die des „Urknalls“, unterminiert das ganze naturwissenschaftliche Gebäude.) Der naturwissenschaftliche Widerwille gegen Singularitäten ist indes so stark, dass er im 20. Jahrhundert schließlich sogar die Menschenwelt und ihre individuellen geistigen Entfaltungen erfasst hat; diese ganze Welt gilt heute nicht nur vielen Naturwissenschaftlern lediglich als „Epiphänomen“. In dieser Perspektive ist von René Descartes dualistischer Kategorisierung der Wirklichkeit in Geist und Materie nur die Materie in Form eines durchgreifenden materialistischen Monismus übrig geblieben. – Bemerkenswerterweise gab es in China vor tausend Jahren eine gewissermaßen umgekehrte Naturwissenschaft, die nicht darauf aus war, die Natur in allgemeinen Gesetzmäßigkeiten zu erfassen, sie vielmehr in der Fülle ihrer Einmaligkeiten zu erkennen. Zur Zeit der Sung-Dynastie soll die Erfassung solcher Einmaligkeiten Lexika mit bis zu 11000 Bänden gefüllt haben.) Jedenfalls lässt sich festhalten, dass die neuzeitliche Naturwissenschaften nicht schlechthin offen legen, wie die Natur an sich ist – schon Kant hat gezeigt, dass wir die „Dinge an sich“ gar nicht erkennen können –, auch lassen sie sich nicht primär von ihr „inspirieren“; vielmehr begegnen sie der Natur mit einer zuvor definierten Methodik. Sie sind insofern maßgeblich humanistisch-voluntaristisch und nicht naturalistisch geprägt. (In krasser Weise wird dies an dem naturwissenschaftlichen Gründungsprogramm eines Francis Bacon deutlich, der der Natur ihre Geheimnisse „auf der Streckbank entreißen“ wollte, da sie sie nicht freiwillig preisgebe. Dieser gewaltsame Unterwerfungsgestus ist bis heute nicht ganz aus den Naturwissenschaften verschwunden, noch viel weniger aus ihren technischen Anwendungen.)

Wo ist im Spannungsfeld von Humanismus und Naturalismus eigentlich die Religion zu verorten? Muss man die verschiedenen Religionen mal in der einen, mal in der anderen Kategorie subsumieren oder stellen sie etwas Drittes dar: das Göttliche als Maß aller Dinge für Mensch und Natur? Ich sehe in den alten Religionen, wie sie sich aus dem magischen Denken der Steinzeit entwickelten, den ersten umfassenden und bei weitem dauerhaftesten Versuch, Naturalismus und Humanismus zu versöhnen, aus dem Bestreben, die menschliche und die außermenschliche Welt nicht auseinanderfallen zu lassen. Hiermit könnte man auch

das erstaunlich zähe Festhalten vieler Gesellschaften an der Religion erklären, trotz deren längst überfällig erscheinenden rationalen Erledigung im Einzelnen.

Ich möchte an dieser Stelle die seitdem vorgegangenen historischen Entwicklungen des Verhältnisses von menschlichem Geist und Natur mit einigen spärlichen Schlaglichtern skizzieren:

Ähnlich der Ontogenese des Kleinkindes nimmt der frühe Mensch ab einem gewissen Zeitpunkt seine eigene Identität wahr und fängt an, sich mit der umgebenden Welt „auseinanderzusetzen“. Diese Polarität zwischen Innen und Außen prägt den Menschen bis heute. Am pointiertesten ist sie vielleicht in René Descartes Unterscheidung von „res cogitans“ und „res extensa“ formuliert worden.

Natürlich ist der cartesianische Dualismus nicht eine absolute Neuschöpfung gewesen. Er ist vielmehr die Zuspitzung eines Denkens, das über die christliche Tradition auf das frühe Judentum zurückgeht. Auch hier ging es um eine Identitätsfindung. Im Bestreben, sich von anderen Völkern abzugrenzen und als das „auserwählte Volk“ zu konstituieren, sahen die Israeliten (genauer gesagt: ursprünglich die Angehörigen des Stammes Juda) in ihrem Stammesgott Jahwe den allein anzubetenden Gott, wobei noch eine Zeit lang nicht geleugnet wurde, dass es daneben auch andere Götter gebe, nur eben keine rechtmäßigen. Anders als der noch frühere Monotheismus des ägyptischen Pharaos Amenophis IV. (genannt Echnaton = Sohn des Sonnengottes), vermieden es die Israeliten, ihren Gott mit einer Naturgegebenheit wie der Sonne gleichzusetzen. Im Gegenteil war für sie die Anbetung der Natur der Kern der heidnischen Abgötterei und mit allem Nachdruck zu verwerfen, die Natur selber kein spirituelles Numinosum, sondern ein Machwerk Gottes, quasi ein Ding.

Durch die Depotenzierung der Natur war die ursprünglich in den Religionen intendierte Harmonie oder Ausgewogenheit von Naturalismus und Humanismus zugunsten des letzteren gestört worden. Das fiel freilich über viele Jahrhunderte nicht auf, da ja nicht der Mensch ins Zentrum gestellt wurde, sondern der transzendente Gott. Ja, der Mensch sah sich auch selbst als „Machwerk“ Gottes, allerdings als ein ganz und gar hervorgehobenes, da Gott ihn als Krone der Schöpfung allein „nach seinem Ebenbilde“ geschaffen hatte. Während man den Griechen, Römern und anderen Völkern vorwarf, sie schüfen ihre Götter nach Menschenbildern, galt für die Juden und später auch die Christen das Umgekehrte: Gott schuf die Menschen nach seinem Bilde. Erst eine neuzeitliche Psychologie vermochte zu sehen, dass dies als Spiegelung auf dasselbe hinauslief, auf ein Gottesbild, das dem Menschen entsprach, insbesondere in der Vorstellung, dass Gott eine Person sei. - Allerdings ist der Gott des Alten Testaments nicht gerade eine kommensurable Person. Im Buch Hiob fragt er den Hiob provozierend: „Wo warst du denn, da ich die Erde gründete? Sag an, bist Du so klug!...“ (Hiob 38,4) Und beim Propheten Jesaias heißt es: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, sind meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken höher als eure Gedanken.“ (Jes 55,8f.) - Ja, deser Gott ist größer als der Mensch, aber er denkt, spricht, plant, handelt (und manchmal bereut er sogar), nur höher.

Die Griechen gingen im Spannungsfeld zwischen Naturalismus und Humanismus ganz anders vor. Schon die vorsokratischen „Naturphilosophen“, suchten abseits der tradierten Götterreligion nach Grundprinzipien der Wirklichkeit. Erst recht durchschauten Philosophen wie Platon die dichterische Rede von den Göttern als allzumenschlich und damit, wie sie fanden, als unwürdig. Stattdessen suchten die Platoniker, bis hin zu den nachchristlichen Neuplatonikern, wie Plotin oder Proklos, die essentielle Wirklichkeit in transzendenten Ideen, die letztlich in der Idee des Einen gipfeln und koinzidieren. Dieses ist gleichsam der Anker des Seins. Vermittelt wird dieses eine Sein durch seine „Emanationen“ in die Welt, zunächst in das Reich der Ideen, „weiter unterhalb“ aber auch in die Vielheit des Wirklichen. Umgekehrt behält die Natur als Weg zum Einen damit eine spirituelle Würde. Und auch der Mensch ist in diese Würde hineingenommen, da er grundsätzlich befähigt ist, stufenweise über die Sinne, die Rationalität, die Einsicht in die Paradoxien und letztlich die mystische Vereinigung, zum Einen „aufzusteigen“.

Durch den Sieg des Christentums seit der Konstantinischen Wende 313 hat sich die platonische Weltsicht nur unter dem christlichen Deckmantel weiterentwickeln können, so etwa im neunten Jahrhundert im Traktat *De divisione naturae* des Johannes Scotus Eriugena oder im fünfzehnten in der Philosophie des Nicolaus von Kues, in gewisser Weise auch in der allgemeinen „Weltfrömmigkeit“ der Renaissance. Und auch später ist der Platonismus eine Nebenströmung, die im Deutschen Idealismus wieder stark hervortritt. Dominant bleibt seit dem 13. Jahrhundert hingegen eine eher aristotelische Weltauffassung. Auch wenn die frühe Naturwissenschaft sich heftig mit dem aristotelisch-scholastischen Dogmatismus auseinandersetzte, blieb sie doch grundsätzlich in dieser Spur, in der die Natur nicht als Medium des Einsseins verstanden, vielmehr als Objekt, als Untersuchungsgegenstand behandelt wird. Dies setzt freilich die Vorstellung einer prinzipiellen Überlegenheit des Menschen über die Natur voraus, wenn nicht gar eine gewisse Unterwerfungsabsicht. Hier vereinigt sich die aristotelisch-wissenschaftliche Art der Weltbetrachtung mit der jüdisch-christlichen Tradition. Das im Platonismus auf eigentümliche Weise erreichte Gleichgewicht von Humanismus und Naturalismus ist damit allerdings wiederum zugunsten des Humanismus gestört. Der Mensch dominiert die Wirklichkeit, ja glaubt, sie im Griff zu haben oder sie in absehbarer Zeit in den Griff zu bekommen. Aber am Ende stellt er fest, spätestens in unserer Zeit, wie unzulänglich seine Konzepte sind, weil ihm nicht einmal ein grober Überblick über die Natur sicher ist und er mit seinen Naturmanipulationen von einem Kollateralschaden in den nächsten tappt. Kurz: Er hat sich selbst maßlos überschätzt, indem er sich als „Maß aller Dinge“ verstand.

Wo aber liegt das richtige Maß? Dass es allenthalben auf das rechte Maß ankomme, hat schon früh die Menschen beschäftigt. Auch im griechischen Weltbild spielt es eine wichtige Rolle. Nicht von ungefähr lautete eine der Inschriften am Tempel von Delphi: „Medèn ágan“ (= Nichts im Übermaß – neben „Gnothi seauton“ = Erkenne dich selbst). Und Aristoteles vertrat die Auffassung, dass die wahre Tugend immer in der Mitte zwischen zwei Untugenden liege. – Im fernen Osten hatten solche Vorstellungen eine noch zentralere Bedeutung, hatte doch der Mensch, im „Reich der Mitte“ repräsentiert durch den Kaiser, die Aufgabe, den rechten Platz oder Ausgleich zwischen Himmel und Erde zu finden. Hier ging es offenbar, anders als bei Aristoteles, nicht nur um das rechte Maß im zwischenmenschlichen Umgang

und noch weniger um den Menschen als maßsetzendes Wesen, vielmehr um seine heikle Position im kosmischen Ganzen. Dabei wurde keineswegs die menschliche Selbstbehauptung gegenüber der Natur idealisiert, vielmehr sah sich der Mensch aufgefordert, fehlerhafte Verrückungen seiner Position zwischen Himmel und Erde zu erkennen und auszugleichen.

Das etwa dreitausend Jahre alte Orakelbuch *I Ging*, das „Buch der Wandlungen“, legt höchsten Wert darauf, in jeder Lebenslage Unglück bringende Eskalationen zu vermeiden. Und auch die Lehre des Konfuzius beruht ganz wesentlich auf der Vorstellung vom rechten Maß: „Maß und Mitte sind der Höhepunkt menschlicher Naturanlage. Aber unter dem Volk sind sie seit langem selten.“ (Lun Yü VI,27) Freilich fanden schon damals die Taoisten, dass die Konfuzianer nicht viel vom wahren Maß des Tao verstehen, da sie alles noch zu sehr vom Standpunkt der Kultur aus beurteilen, eben nach Menschenmaß. Man dürfe das Tao des Menschen nicht gegen das der Natur ausspielen, indem man, wie bei Dschuang Dsi der verehrte Lao tse dem Konfuzius vorwirft, die Welt eigensinnig „in Ordnung bringen“ will:

„... so wißt Ihr doch, daß Himmel und Erde ihre ewigen Ordnungen in sich selbst haben, dass Sonne und Mond ihr Licht in sich selbst haben, dass Sterne und Sternbilder ihre Ordnung in sich selbst haben, dass die Tiere ihren Herdentrieb in sich selbst haben, dass die Pflanzen ihren Standort in sich selbst haben. Wenn Ihr, Meister, in Euren Handlungen dieses TE nachahmt und mit Euren Schriften diesem TAO folgt, so seid Ihr ja schon am Ziel. Was braucht Ihr da noch krampfhaft Liebe und Pflicht zu predigen, wie wenn man die Pauke schlagen wollte, um einen verlorenen Sohn zu suchen? – Ei, Meister, Ihr verwirrt der Menschen Wesen!“ (Dschuang Dsi XIII,7)

Das Tao ist eine Kraft, die im Menschen in ähnlicher Weise strömen soll wie in der Natur. Genauer gesagt ist es gar keine positiv zu definierende Kraft, sondern eher eine Leere, eine Freilassung, die alles strömen lässt. Beachtet man dies nicht, kommt es zu fragwürdigen Verdichtungen, Verkrampfungen, die den Fluss stören. Letztlich ist schon das Ich eine solche Verdichtung. Darum betrachten die Taoisten den „Standpunkt des Ichs“ mit einer Art (Selbst-)Ironie, um sich nicht in eine dualistische Verhärtung zu bringen. Die Frage nach dem rechten Maß ist darin gewissermaßen aufgehoben.

Analoge Gedankengänge, die die Standpunkte von Innen und Außen aufheben, finden sich auch in den indischen Veden und Upanishaden. Deren zentrale Erkenntnis läuft darauf hinaus, dass die Einzelseele (Atman) mit der göttlichen Seele des Ganzen (Brahman) gleichzusetzen ist, zusammengefasst in dem berühmten Sanskritwort: „Tat tvam asi“ = Das bist du. Anders gesagt: Der Unterschied von Innen und Außen ist nur ein scheinbarer. Die wahre Identität ist *eine*.

Kommen wir zurück in den Westen, so findet diese Sicht eine weitgehende Entsprechung im bereits erwähnten Einen der Platoniker.. Man kann aber sogar in der Predigt des Jesus von Nazareth eine ähnliche Tendenz erkennen, Innen und Außen zu identifizieren, nämlich in der unbedingten Nächstenliebe bis hin zur paradoxen Feindesliebe oder wenn der Weltenrichter am Jüngsten Tag spricht: „Wahrlich ich sage euch: Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25,40) Anders gesagt: Nach Jesus finden wir uns selbst und gleichzeitig Gott im Nächsten. Allerdings hat dieser revolutionäre Durchbruch in der weiteren Geschichte des Christentums zugunsten der kirchlichen christologischen Dogmatik nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Außerdem blieb Jesus insofern im jüdischen

Rahmen, als sich für ihn die Identifizierung nur auf der personalen Ebene zwischen dem Ich, dem Nächsten und Gott abspielte. Die Natur blieb da außen vor.

Das ist erst bei einem weiteren jüdischen Revolutionär anders, bei Baruch de Spinoza, der die Identität von Gott und Natur auf zunächst apersonaler Ebene zur Grundlage seiner *Ethik* machte: „Deus sive natura“ (= Gott oder Natur / Gott, anders gesagt: Natur). Spinoza ist zu diesem Monismus offenbar über seine Kritik am cartesianischen Dualismus gekommen (wobei er den „hochberühmten Cartesius“ ansonsten durchaus geschätzt hat). Im Begriff der (nicht zu reduzierenden) Substanz ist nach Spinoza letztlich keine Pluralität möglich; es kann nur *eine* Substanz geben, d.h. res cogitans (Geist) und res extensa (Natur) sind nur zwei verschiedene Ansichten oder „Attribute“ des Einen und Selben. (*Ethik*, 14. Lehrsatz) Dieses Eine nennt Spinoza „Gott“: „Außer Gott kann es keine Substanz geben und kann keine gedacht werden.“ (ebd.) Ja, „Alles was ist, ist in Gott, und nichts kann ohne Gott sein, noch begriffen werden.“ (15. Lehrsatz) Damit ist für Spinoza natürlich auch der Dualismus von humanistisch-geistiger und naturalistisch-materieller Welt hinfällig: Es gibt nur eine Welt, in der „Einheit des Geistes mit der gesamten Natur“. (*Über die Läuterung des Verstandes*)

Spinozas Lehre, zusammengefasst im „Deus sive natura“, wurde im Nachhinein als Pantheismus bezeichnet (und meistens verdammt). Dabei unterliefen aber gewisse Missverständnisse. Von der konkreten außermenschlichen Natur („natura naturata“) ist, völlig anders als beim Begriff Gottes, in seinem ganzen Werk fast gar nicht die Rede. Es geht ihm mithin nicht um eine Vergötterung oder Anbetung der Natur, eher um ein konsequentes Verständnis des substanziellen Gottesbegriffs, aus dem die Natur nicht herauszuhalten ist, schon weil die Vorstellung Gottes *vor* aller Natur etliche Unstimmigkeiten mit sich führt. (Martin Luther soll auf die Frage, was Gott denn gemacht habe, bevor er die Welt erschuf, geantwortet haben: „Er saß in einem Birkenwäldchen und schnitzte Ruten für Leute, die solche Frage stellen.“ eine zwar gewitzte, aber eigentlich hilflose Antwort.) Spinozas Lehre ist also kein Pantheismus im Sinne etwa der antiken Epikureer, vielmehr ein Panentheismus, in dem die Natur „nur“ ein Attribut Gottes ist. Aber auch das ging natürlich jüdischen und christlichen Theologen und auch vielen Philosophen erheblich zu weit. Dies spiegelt sich in dem unerbittlichen Bannspruch, mit dem die jüdische Gemeinde von Amsterdam ihr Mitglied Baruch de Spinoza aus ihrer Gemeinschaft verstieß, sowie in der späteren Reaktion christlicher Theologen, die ebenfalls keinen verurteilungswürdigeren Denker kannten als eben Spinoza; darin wiederum zeigt sich ihre prinzipiell eng gebliebene Verbindung zum antinaturalistischen Denken der jüdischen Religion.

Es dauerte gut hundert Jahre bis der Spinozismus eine positive Breitenwirkung erlangte, ausgelöst vor allem durch einen Bericht Friedrich Heinrich Jacobis über Gotthold Ephraim Lessing, der sich kurz vor seinem Tod zum Spinozismus bekannte. Der Spinozismus wurde in der Folge vor allem für deutsche Literaten wie Goethe, Schiller und die frühen Romantiker, wie die Brüder Schlegel oder Novalis, ja sogar für Theologen wie Schleiermacher, zum Leitstern ihrer Weltanschauung und ihres Lebensgefühls. Dabei übersetzten sie die abstrakte Methode und Redeweise Spinozas – „more geometrico“ - in eine emphatische Sprache und hoben die Gott- oder Geist-durchwirkte Natur viel mehr hervor. Das Ergebnis war unter anderem die „Universalpoesie“ der Romantik. Für sie gab es, im Prinzip wie für Spinoza, keine Trennung zwischen geistiger und materieller Welt, sondern nur ein grenzenloses

Ganzes, das man überdies als eine Art lebendigen Resonanzraum beschreiben könnte. Joseph von Eichendorff hat das in den wenigen Versen seiner *Wünschelrute* ausgedrückt:

Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt hebt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort.

Damit war eine Art poetisch vereinigender Naturmagie zurückgewonnen, wie sie seit unvordenklichen Zeiten weitgehend verloren schien.

Tatsächlich haben die romantische Weltbetrachtung und das romantische Lebensgefühl der Entgrenzung eine gewisse gesellschaftliche Wirkung entfaltet und zeitweise eine seelische Wiederannäherung des Intellekts an die Natur bewirkt. Aber letztlich blieb die Romantik doch eine intellektuelle Episode auf schmalere gesellschaftlicher Spur; denn wo sie in die bürgerliche Breite ausstrahlte, degenerierte sie oft zur biedermeierlichen Naturschwärmerei und Sentimentalität, der es mit der Entgrenzung nicht existentiell ernst gemeint war. Darum gab es auch nur recht wenige Widerstände gegen den nachfolgenden „Realismus“, der sich mit einer entschlossenen Ernüchterung und Funktionalisierung der Welt verband, in der die Industrialisierung prächtig gedieh. Die von Max Weber diagnostizierte „Entzauberung der Welt“ wurde im Wesentlichen nur noch durch die Künste einigermaßen ausgeglichen, am weitesten durch die Musik, die noch Anfang des 20. Jahrhunderts *die* Fluchtburg des romantischen Einheitsgefühls vor der emotionalen Kälte des funktionalistischen Alltags war. Teilweise blieb sie das darüber hinaus, allerdings weniger in der „höheren“ Kunstmusik als in der Popkultur. Aus dieser entwickelte sich dann in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Hippie- und Aussteigerbewegung, die nach dem verlorenen Paradies der Natur suchte. Die Art und Weise dieser Natursuche war freilich oft keine echte Begegnung von Geist und Natur, da ersterer nicht selten von Drogen „umnebelt“ war und die Entgrenzung nur halluzinierte. Kein Wunder, dass die Bewegung damit kaum in der Wirklichkeit ankam und die Wirtschaftsbesitzer und Technokraten als Naturignoranten ziemlich ungestört weiter machen ließ.

Erst in allerletzter Zeit scheint sich da etwas deutlich zu verändern. Jugendbewegungen wie „Fridays for future“ lassen sich nicht mehr so leicht mundtot machen; denn sie erkennen – angesichts des mittlerweile verbreiteten Abdriftens in digitale Sonderwelten war das kaum noch zu erwarten –, dass unsere menschliche Existenz insgesamt auf dem Spiel steht, wenn nicht ein neues Verhältnis zwischen Mensch und Natur gefunden wird. Man hat den Eindruck: Endlich ist der Groschen gefallen – wenn auch noch längst nicht bei allen –, dass der Mensch selbst Natur ist und darum auf Kooperation auch mit der außermenschlichen Natur angewiesen ist. Die Ernsthaftigkeit dieses Protestes wird sich freilich erst daran erweisen, ob und inwieweit er sich nicht nur gegen andere richtet, gegen die älteren Generationen, sondern auch Folgen für die eigene Lebensgestaltung hat.

Nun gut, der Mensch ist selbst Natur, aber er ist auch etwas eigenes, da er sich gedanklich ihr gegenüber stellen und sich als ein anderer definieren kann. Ist das tatsächlich nur eine Illusion wie die alten Inder und viele moderne Naturwissenschaftler, insbesondere Gehirnphysiologen,

glauben? Ich meine, hier kann die erst in den letzten Jahrzehnten immer bewusster gewordene Denkfigur der „Emergenz“ weiterhelfen. Danach ist der Mensch aus der Natur hervorgegangen, bleibt auch weiterhin Natur, und gleichwohl hat er Qualitäten entwickelt – aktiv oder passiv, das sei dahingestellt –, die es in der Natur vor und ohne ihn nicht gab, die jedenfalls nicht realisiert waren. Da er sich seiner Alleinstellungsmerkmale seit einigen Jahrtausenden in hohem Grade bewusst ist, tendiert er dazu, einen gewaltigen Unterschied zwischen sich und der außermenschlichen Natur zu sehen. Diese Sichtweise ist fragwürdig, da auch die menschlichen Hervorbringungen letztlich verlängerte, weiter entfaltete Natur sind. Das gilt sogar für Gipfelpunkte des Menschlichen wie Verantwortung oder Freiheit. Diese wiederum sind keine bloßen Selbsttäuschungen, vielmehr Realitäten, die in der sonstigen Natur so nicht vorkommen, aber implizit enthalten gewesen sind, gewesen sein müssen; denn der menschliche Geist ist nicht einfach „vom Himmel gefallen“.

Übrigens ist die Entfaltung des Menschlichen selbstverständlich nicht die einzige Emergenz der Natur. Vielmehr ist die Natur voll davon. So ist etwa der Schritt vom Anorganischen zum Organischen womöglich eine noch viel bedeutendere, ungeheuerlichere Emergenz als der vom Tier zum Menschen. (Jener erste Schritt hat auch viel größere Zeiträume beansprucht.) Aber genauer betrachtet gibt es nicht nur solche großen generellen Emergenzen, sondern unzählig viele in jedem Individuum. Das heißt: Letztlich ist alles im ganzen Weltgeschehen ein nicht nur quantitatives, sondern vor allem auch qualitatives Mehr im Vergleich zum Bisherigen, und damit ist nichts „wegkürzbar“. So gesehen erscheint das reduktionistische Bestreben der Naturwissenschaften, das viele „Besondere unter ein Allgemeines zu subsumieren“ (in Kants Definition der Bestimmenden Urteilskraft), als ein zwar praktisch notwendiges, aber letztlich „unrealistisches“ Unternehmen, wenn man denn unter Realität die Gesamtheit des Wirklichen und nicht nur das mit menschlicher Rationalität Erkennbare, d.h. Einzuordnende versteht und wichtig nimmt. Der Wissenschaftsphilosoph Karl Popper hat das in die treffenden Worte gefasst: „Wissenschaft ließe sich als die Kunst systematischer übermäßiger Vereinfachung beschreiben.“

Was folgt nun aus der Feststellung, dass (auch) der Mensch „emergente Natur“ ist. Es folgt, dass sowohl der Naturalismus als auch der Humanismus gewisse Rechte haben, aber nur insofern sie aufeinander bezogen bleiben; als einseitige alternative „Ismen“ sind sie zurückzuweisen. Beiden Dimensionen unserer Wirklichkeit ist gerecht zu werden. Und das sollte auch möglich sein, da beide „im Grunde“ zusammengehören und aus demselben Ganzen legitimiert sind. Das heißt wiederum: Der Mensch muss sich nicht als verunglücktes Tier beschimpfen und missachten, aber er hat auch nicht das Recht, mit der sonstigen Natur nach bloßer Willkür zu verfahren. Denn seine Würde resultiert letztlich aus diesem Ganzen und nicht allein aus seiner idiomatischen Sonderstellung.

Mit der Frage „Wieviel Mensch, wieviel Natur?“ kommen wir zurück auf die alte Frage nach dem rechten Maß: Wie passen wir mit unserer menschlichen Entfaltung in den Gesamtzusammenhang der Natur? Sicher, man könnte defätistisch sagen: Wenn es uns gar nicht gäbe, hätte die Natur keine Probleme mit uns. Aber vielleicht wäre das doch ein Verlust für's Ganze. Jedenfalls will mir scheinen, dass die Entfaltung menschlicher Qualitäten ein Seinsgewinn ist, sofern sie nicht destruktiv wirken. Und außerdem gibt es uns nun mal; da gilt es, das Beste daraus zu machen. Dem Protagoras muss freilich widersprochen werden, es sei

denn, er habe den Satz „Der Mensch ist das Maß aller Dinge.“ nicht als Forderung gemeint, sondern nur als Feststellung, dass der Mensch gar nicht anders könne, als immer von sich auszugehen. Ja, ausgehen muss er von sich, aber er darf nicht einfach bei sich bleiben, weder im zwischenmenschlichen Verhältnis, noch in dem zur Natur. Denn wenn er sich willentlich zum Maß aller Dinge macht, ist er ein gefährlich ignoranter Egozentriker. Die Natur ist aber allenthalben so gestrickt, dass sie dergleichen auf längere Dauer ganz und gar nicht verträgt, im Gegenteil: Ihre emergente Struktur beruht auf dem Prinzip des wechselseitigen Wahrnehmens und Brückenschlagens. Friedrich Nietzsche hat das in die Worte gefasst: „Alle Dinge sind verkettet, verfädelt, verliebt.“ Dieses Prinzip ist offenbar mindestens so stark wie der von Charles Darwin formulierte „Kampf ums Dasein“. Herrscht ein Defizit an Integration, stimmt etwas nicht, die Dinge fallen aus dem lebenserhaltenden Zusammenhang.

Wenn die emergenten „Abenteuer der Natur“ einigen Bestand haben sollen und den Menschen könnte man als ein solches Abenteuer bezeichnen, bedürfen sie der permanenten Rückkopplung mit dem Ganzen; isolierten sie sich, gehen sie unweigerlich zu Grunde. Eben dies ist die Frage in der heutigen Situation. Sie ist, wie gezeigt, nicht ganz neu, hat sich vielmehr über Jahrhunderte aufgebaut, doch ist es in den letzten Jahrzehnten zu einer Zuspitzung gekommen, die für den Menschen in einer absoluten und für die sonstige Natur in einer weitgehenden Katastrophe enden könnte.

Aber zurück zum richtigen Maß. Wenn wir es nicht einfach als Menschen setzen können - wir erfahren täglich mehr, wie problematisch das ist -, ist es etwa in der Natur zu finden? - Nicht so leicht, denn die Natur als Ganzes kennt eine Fülle von Maßstäben mit vielen Divergenzen. Alle diese kleinen Lebenswelten haben ihre Regeln in ihren jeweiligen Kontexten gefunden, in denen sie möglichst stabil leben können. (Siehe oben das Zitat aus Dschuang Dsi.) Bei ihnen wie bei uns geht es um die Beachtung dieser lebendigen Kontexte, nicht um eherner Gesetze. Darum muss nicht alles, was vor Jahrtausenden oder Jahrzehnten richtig und passend war, auch heute noch richtig und passend sein. Z. B., mag es in einer Zeit existentieller Not angebracht gewesen sein, Wald zu roden und Sümpfe trocken zu legen. Heute sieht das anders aus, wenn etwa in Südamerika aus Urwald Viehweiden gemacht werden, damit wir Europäer und Nordamerikaner noch mehr billiges Fleisch essen können. Allerdings muss man einräumen, dass wir es mit der Verantwortung der Natur gegenüber in einer Hinsicht schwerer haben als frühere Menschen. Sie erlebten, dass die Natur „nicht kaputt zu kriegen“ war; wir erleben inzwischen, wie empfindlich sie ist. Das liegt aber offenbar nicht daran, dass die Natur plötzlich mimosenhaft geworden wäre, vielmehr daran, dass unsere Gewalttätigkeit ihr gegenüber in alle möglichen Bereiche ausgeübt ist. Wenn wir uns dabei immer noch ziemlich anständig vorkommen, zeigt dies, wie weit es mit unserer Ignoranz gegenüber der Natur schon gekommen ist.

Das rechte Maß liegt offenbar nicht einfach auf der Hand. Nicht umsonst hielten die alten Chinesen und andere frühe Kulturen es für eine große und geradezu existentiell wichtige Kunst, das rechte Maß in allen Verhältnissen zu suchen, indem man diese aufmerksam wahrnimmt. Dabei gingen sie nicht davon aus, dass man diese Arbeit ein für alle Mal erledigen könne; vielmehr standen ihnen die ständigen „Wandlungen“ der Verhältnisse vor Augen und damit die Notwendigkeit, sich immer wieder neu auf sie einzustellen. Die Verhältnisse, in denen wir heute leben, haben sich inzwischen wahrhaftig nicht vereinfacht,

wohingegen unsere Aufmerksamkeit für die Zusammenhänge oft zugunsten unserer intrinsischen, egozentrischen Interessen verschoben oder reduziert oder simplifiziert ist. Die abendländische Illusion, ja Besessenheit, dass wir die Welt beherrschen könnten, hat dem Vorschub geleistet.

In den letzten Jahrzehnten hat der Buddhismus in einem gewissen Maße im Westen Fuß gefasst. Und zu den am häufigsten genannten buddhistischen Tugenden gehört die der „Achtsamkeit“. Offenbar gibt es da ein Gespür, dass wir gerade daran einen großen Mangel haben. In der Tat, die Energie, die wir in den letzten Jahrhunderten entschieden in die Verfolgung einseitiger „Menschheitsinteressen“ gesteckt haben - und dazu gehört auch der konsequent rationale Blick auf die Natur und deren Ausbeutung -, hätte man wenigstens zum Teil besser in eine aufmerksamere, komplexere, zugeneigtere Wahrnehmung unserer gesamten Lebenswelt investieren sollen. Das hätte zwar nicht zu so vielen festen „Ergebnissen“ geführt, eher zu noch mehr Offenheit, aber zu einem besseren Gespür für den Zusammenhang. Stattdessen hat man diese Dinge weithin den Dichtern und anderen immer weniger ernst genommenen „Exoten“ und „Spinnern“ überlassen. (Ein Steckenpferd meines Physiklehrers war es, sich ab und an über Goethe lustig zu machen. Dazu gehörte auch dessen Maxime: „Das Erforschliche erforschen und das Unerforschliche ruhig verehren.“ Bis heute verstehe ich nicht recht, was daran eigentlich so verkehrt sein soll.)

Wir haben unsere allzu menschliche Einseitigkeit so weit getrieben, dass ihre gravierenden ökologischen Folgen inzwischen nicht mehr zu verkennen sind. Auch wenn uns die Natur nach wie vor keinen eindeutigen Maßstab vorgibt, wie wir mit ihr verfahren sollen, ist eines immerhin klar: Wir „stoßen an“ und wir „stoßen uns den Kopf“, da ist es höchste Zeit, die Richtung zu ändern. (Die Konzeption von Realität in der Philosophie Hans Blumenbergs beruht zentral auf der Erfahrung des Anstoßens: Wer sich Beulen holt, kann die Realität nicht mehr leugnen.) Das Anstoßen ist ein wertvoller Indikator, wie sehr wir das rechte Maß überschritten haben und dringend gegensteuern müssen. Wir waren nicht achtsam, dieses humanistische Übermaß auf Kosten der Natur zu vermeiden, aber spätestens jetzt ist der Punkt gekommen, an dem uns die Natur ihrerseits unabweislich zeigt, dass es so nicht weiter geht. Freilich ist auch jetzt noch längst nicht allen klar, wo denn in dieser Situation das rechte Maß liege. So hört man des Öfteren die Rede, es sei schon nötig, der Natur entgegentzukommen und Kompromisse zu schließen, aber eben „alles mit Maß“. Das klingt ganz verständig und wäre in einer mittleren Lage auch angemessen. Doch wird hier verkannt, dass wir uns längst nicht mehr in so einer mittleren Lage befinden, vielmehr in einer schon ziemlich extremen, die sich von Tag zu Tag weiter verschärft, etwa was die Klimaerwärmung, die Fragwürdigkeiten der Landwirtschaft oder die Vermüllung der Meere mit Plastik betrifft. Ist es da passend, dieser Wahrnehmung „Panikmache“ vorzuwerfen? (Die neuerlichen Bauernproteste beleuchten das Problem der richtigen Wahrnehmung. Die konventionellen Bauern sagen, sie seien von den vielen Einschränkungen schon genug belastet und fordern, sie jetzt doch bitte mal weitermachen zu lassen wie bisher. Dass dieses Bisher auf eine wachsende Belastung unserer natürlichen Grundlagen hinausgelaufen ist und weit vom Gleichgewicht einer mittleren Verträglichkeit entfernt ist, wird geleugnet, weil es inzwischen als „Normalität“ angesehen wird. Andernfalls müssten die Bauern wenigstens eigene alternative Vorschläge machen, wie dieses wahre Gleichgewicht wieder hergestellt werden

könnte – und nicht nur das „Gleichgewicht“ innerhalb eines von ihnen akzeptierten Rahmens, der in Wahrheit schon fast ein Extrem ist, wie immer mehr Menschen an den Folgen erkennen. – Ähnliche Verhältnisse mit quasi „instinktlosen“ Einschätzungen kann man in fast allen Lebensbereichen beobachten.)

Welche Veränderungen im Einzelnen notwendig sind, muss auf möglichst breiter Basis diskutiert und dann zügig umgesetzt werden. (Vielfach ist ersteres schon hinreichend geschehen.) Dass Fachwissenschaftler hier ein gewichtiges Wort mitzureden haben, ist selbstverständlich; aber unser richtiges Verhältnis zur Natur ist nicht nur eine Frage der Naturwissenschaftler und Techniker, sondern eine, die den ganzen Menschen betrifft. Andererseits sollte klar sein, dass es nicht um eine pauschale Verteufelung der Technik gehen kann. Der menschliche Erfindungsgeist gerade der letzten Jahrhunderte ist nicht nur atemberaubend, sondern wirklich bewundernswert und sollte nicht prinzipiell als Irrweg abgetan werden. Offenbar verstehen wir Menschen uns darauf, erstaunliche Dinge hervorzubringen. Worauf wir uns leider sehr selten verstehen, ist, damit angemessen, d.h. kontextuell umzugehen. Man denke nur an geniale Erfindungen wie das Automobil oder das Flugzeug oder den Computer. Würde man eine sparsame Verwendung von solchen Erfindungen machen, wären sie nicht nur nützlich, sondern auch umweltverträglich. Auch hier stellt sich wieder die Frage des rechten Maßes.

Vielleicht gibt es doch so etwas wie einen brauchbaren praktischen Maßstab für unser Verhältnis zur Natur. Die formuliert ihn zwar nicht selbst, aber kluge, aufmerksame Köpfe haben aus ihren Daten herausgelesen, wie viel menschliche Belastung sie maximal verträgt und ab wann sie (mehr oder weniger schnell) kollabiert. Aus diesen Rechnungen konstituiert sich das Maß für den sogenannten Ökologischen Fußabdruck, den jeder (von annähernd acht Milliarden Menschen) in sehr unterschiedlichem Grade hinterlässt. Danach belastet der durchschnittliche Deutsche die Natur etwa mit dem Vierfachen des gerade noch verträglichen Maßes, mehr ökologisch lebende (und nicht nur denkende) Deutsche immer noch mit etwa dem Doppelten. Zu selbstgerechter Zufriedenheit besteht also kein Anlass. Und klar dürfte auch sein, dass wir ohne gravierende Selbstzurücknahme in kein Gleichgewicht mit der Natur kommen werden, was unweigerlich zur Katastrophe führen muss.

Nun ist ausgerechnet die notwendige Selbstbeherrschung eine Tugend, die in den letzten Jahrzehnten in erheblichem Maße verloren ging und sich heute, gerade in der jüngeren Generation, nicht unbedingt großer Beliebtheit erfreut. Geht es also nicht ohne Zwangsmaßnahmen? Das dürfte in einer Demokratie ein Problem sein. Wer von uns möchte schon, dass uns der Staat alles vorschreibt? Das kann meines Erachtens auch nicht der Sinn des Staates bzw. einer Regierung sein. Ich denke, die Aufgabe des Staates und der Gesetzgebung ist nicht, im Einzelnen zu dirigieren, sondern sachlich notwendige Rahmen zu setzen, innerhalb derer die Bürger dann frei agieren können. Der ökologische Fußabdruck wäre ein solcher notwendiger Rahmen. Seine Etablierung entspräche in etwa dem, was Michael Kopatz vom Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie sich als „Ökoroutine“ wünscht: Die Etablierung von gesetzlich verankerten Standards, über die dann nicht mehr jedes Mal neu diskutiert werden muss. (Vgl. sein Buch *Schluss mit der Ökomoral. Wie wir die Welt retten, ohne ständig daran zu denken.*) Geht man anthropologisch von einem „natürlichen“ kurzsichtigen Egoismus aus, so könnten solche Standards in einer Demokratie eigentlich gar

nicht zustande kommen, da jeder „nach seinem Ende zieht“ oder „auf seinem Stück steht“. Kopatz' Optimismus beruht aber auf der Beobachtung, dass sehr viele Bürger sich paradoxerweise für allgemeine Veränderungen stark machen, die sie selber gar nicht oder kaum freiwillig umsetzen, obwohl sie dies (theoretisch) könnten. Vielmehr wünschen sie für sich und alle anderen klare Vorgaben, um nicht zu sagen Vorschriften (etwa wie beim geregelten Ampelverkehr, der den allermeisten auch lieber ist als die Alternative des Verkehrschaos). Es handelt sich bei dieser Einstellung um eine an sich unlogische und psychologisch komplizierte Art von Selbstüberlistung. Wenn sie funktioniert, wird das persönliche ökologische Verhalten über den Umweg des allmählich verbesserten allgemeinen Standards gehoben. Das wäre dann zwar keine eindrucksvolle moralische Leistung, aber ökologisch trotzdem wirksam. Offenbar fällt es uns ganz erheblich leichter, sich an allgemein vorgeschriebene Regeln zu halten, als sie uns selbst zu setzen und zu befolgen; da fühlen sich die meisten gleich benachteiligt und zu kurz gekommen, – obwohl die Selbstregierung eigentlich ein Ausweis von Stärke ist.

Ob die Selbstüberlistung zugunsten des Allgemeinen in hinreichendem Maße funktioniert, ist freilich noch eine offene Frage. Denn wenn sich die gesetzlichen Rahmenbedingungen am weltweit verträglichen ökologischen Fußabdruck orientieren sollen, so wird der für den Einzelnen verbleibende Spielraum hierzulande sicherlich als große Einschränkung empfunden werden, in manchen Bereichen, etwa was den Flugverkehr betrifft, sogar als drastisch. Gleichwohl gibt es Beispiele von drastischen Lebensstilveränderungen, wenn sie als notwendig empfunden wurden. So war es im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, das wegen seiner angeblichen Ineffektivität vielfach kritisiert wurde, immerhin möglich, den von Maximilian I. initiierten „Ewigen Landfrieden“ durchzusetzen, d.h. das etablierte Raubrittertum gegen erbitterte Widerstände abzuschaffen und durch Gerichte zu ersetzen. Bis dahin war es für den Ritterstand offenbar kaum vorstellbar, sein Leben ohne „Fehde“ zu verbringen. Ähnlich ist es für uns Konsum- oder Wegwerfbürger offenbar kaum mehr vorstellbar, zufrieden zu sein, ohne „die Sau rauszulassen“. Gerade darum müssen wir dringend auf einen Frieden mit der Natur hinarbeiten..

Leider gibt es mit dem Ökologischen Fußabdruck aber noch eine andere Schwierigkeit: Seine für den Einzelnen vertretbare Größe wird kleiner und kleiner, je mehr Menschen geboren werden. Schon jetzt kann man die Erde als überbevölkert ansehen; die Bevölkerung wird aber noch weiter wachsen, nach Schätzungen wenigstens bis 2040 auf sicher über zehn Milliarden Menschen. Die großen Erfolge der Medizin, vor allem hinsichtlich des Rückgangs der Säuglingssterblichkeit, sind bis jetzt nicht durch eine entsprechend verringerte Vermehrung ausgeglichen worden, jedenfalls nicht in weiten Teilen der Welt. Ohne einen deutlichen Rückgang der Geburtenrate, wird der Platz verschwindend klein, auf dem wir mit unserem Fuß noch stehen können. Er könnte so klein werden, dass auch beim besten Willen eine allgemeine Menschheitskatastrophe, die die Natur mit sich reißt, nicht mehr zu verhindern ist. Wie die allgemeine Geburtenrate auf möglichst humane Weise gesenkt werden kann, ist eine existentielle Frage geworden.

Wenn wir Europäer von diesem Problem zunächst auch nur indirekt betroffen sind, so haben wir gleichwohl ein anderes „Überbevölkerungsproblem“, für das wir direkt verantwortlich sind. Es gibt eine Überbevölkerung an „Nutztieren“ wie Rindern, Schweinen und Hühnern, die für

unseren exzessiven Fleischkonsum vorgehalten werden, und das auch noch in der Regel unter brutalen Verhältnissen. Damit stehlen wir anderen Menschen, Tieren und Pflanzen die Lebensgrundlagen und erweisen täglich das Ausmaß unserer Abstumpfung im Verhältnis zur Natur einschließlich unseresgleichen. Immerhin gibt es Anzeichen des Aufwachens aus dieser Stumpfheit, die Pythagoras auf seine Weise schon vor zweieinhalb Jahrtausenden beklagte, als er durch die Gassen von Kroton lief und rief: „Ihr esst eure Brüder und Schwestern!“.

Ich komme hier an einen entscheidenden Punkt im Verhältnis von Mensch und Natur, den der teilnehmenden Sensibilität. Denn es wird auf Dauer nicht reichen, wenn wir uns notgedrungen und ächzend unter irgendwelche gesetzlichen Reglementierungen beugen. Es sollte uns vielmehr ein Bedürfnis werden, den weitgehend verlorenen Kontakt im Umgang mit der Natur wie mit den Mitmenschen neu zu sensibilisieren und zu intensivieren. Was nützt, ist somit eine bereichernde Freude am integrativen Denken und Fühlen.

Was das Denken betrifft, so gibt es im umweltethischen Diskurs zwischen Humanismus und Naturalismus verschiedene Positionen. Die herkömmlich am meisten verbreitete ist der Anthropozentrismus, für den nur die menschlichen Bedürfnisse ausschlaggebend im Umgang mit der Natur sind. (Er resultiert aus dem cartesianischen Dualismus, aber auch Kant vertritt ihn noch und findet, dass etwa Tierquälerei nicht an sich ein Problem sei, sondern nur insofern sie den Menschen verrohe.) Eine vermittelnde Position nimmt der Pathozentrismus ein (vertreten u.a. von Konrad Ott in Kiel), der immerhin eine gewisse moralische Verantwortung gegenüber der Natur sieht, insoweit wir ihr Leiden zufügen können; darüber hinaus seien wir „frei“. Der Holismus (wie ihn etwa Martin Gorke in Greifswald vertritt), zeigt die Inkonsequenzen dieses abgrenzenden Denkens auf und vertritt die Position, dass es letztlich keine Grenzen für unsere Verantwortung gegenüber der Natur gebe, wenn auch vielleicht unterschiedliche Abstufungen. Ich hoffe gezeigt zu haben, dass ein solches holistisches Denken sich heute tatsächlich als „Notwendigkeit“ erweist.

Doch noch wichtiger als das Denken wäre das Wiederfinden der emotionalen „Führung“ mit der Natur, wie Rainer Maria Rilke sie in seinem wunderbaren Gedicht darstellt „Es winkt zu Führung fast aus allen Dingen“. Da geht es um den *einen* „Weltinnenraum“ und sein Erleben, das das äußere, objektive „Begreifen“ der Natur übersteigt: „Was haben wir seit Anbeginn erfahren, / als daß sich eins im anderen erkennt?“ ... „O, der ich wachsen will, / ich seh hinaus, und *in* mir wächst der Baum...“ (Lesen Sie das Gedicht in Ruhe selbst; es lohnt sich.)

Wir kommen hier zu den erwähnten monistischen Weltbildern zurück, freilich nicht zum einseitigen materialistischen Monismus, wie er von vielen Naturwissenschaftlern, aber auch vom Sozialismus vertreten wurde, vielmehr zu einem ganzheitlichen Monismus, der Geist und Natur nicht gegeneinander ausspielt, wie er im jesuanischen Verständnis auch die Menschen untereinander sowie Mensch und Gott nicht gegeneinander ausspielt, sondern vereinigt. Für die Inder gründete diese umfassende „*philosophia perennis*“ im *Brahman*, für die Chinesen im *Tao*, für die Platoniker im *Einen*, für Spinoza in *Gott*. Ja, das klingt irgendwie religiös, aber doch anders als in den konfessionellen Traditionen, vor allem nicht dogmatisch definiert. Vielleicht hat der Atheismus, wie er seit dem 18. Jahrhundert in Mode kam, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und wir stehen heute tatsächlich „von Gott und der Welt verlassen“ da. Vielleicht aber wächst mit der nicht mehr zu leugnenden ökologischen Krise auch ein neuer

glaubwürdiger „Mythos“ für unsere Gesellschaft heran, der ein tieferes Erleben des unabsehbaren Zusammenhangs aller Dinge mit sich bringt, ein Zusammenhang, in dem die beste Position die mitten drin ist: Da sollen wir stehen! – Und da wäre, für „religiös Musikalische“, auch ihr Gott zu finden. Anders herum betrachtet: Wem die Mitte abhanden gekommen ist, der wird seinen Gott nicht finden können.

Aber ist das nicht alles allzu harmonistisch? Wo bleibt der Mensch mit seiner Tatkraft, mit seinem Machttrieb, ja mit seinem vitalen Aggressionspotential, mit seinem Bedürfnis nach Herrschen und Siegen, das er bislang häufig gegeneinander und gegen die Natur auslebt? – Zum Ausleben gibt es durchaus andere Möglichkeiten. Schon die Ritter haben Turniere erfunden, um sich nicht ständig im Ernst gegenseitig umbringen zu müssen. (Freilich blieb hier so mancher auch im Spiel auf der Strecke.) Heute hat der Sport eine unglaubliche Attraktion, um sich „auszupowern“. Und wer es etwas sublimer will, der soll Kunst und andere kreative Dinge betreiben. Die Kunst ist ein großartiges Feld zum Herrschen und Siegen und dabei ein vergleichsweise unbedenkliches. Denn der Mensch herrscht hier nicht (primär) über andere, sondern über seine eigene Kreation (als ein „kleiner Gott“, wie man in der Geniezeit sagte) und damit letztlich über sich selbst und siegt immer wieder über seine voraufgehende Unzulänglichkeit. Da wären wir doch wieder bei der Selbstbeherrschung.

Die Herrschaft über die Natur hingegen hat sich als fragwürdig erwiesen. Teilhabe wäre hier viel stimmiger als Herrschaft. Menschen wie Lao tse haben das schon vor zweieinhalbtausend Jahren gesehen. Schade, dass sie so wenig Gehör fanden. Wenigstens hier soll der Weise mit dem 29. Spruch aus seinem *Tao te king* das letzte Wort haben:

Die Welt erobern und behandeln wollen,  
ich habe erlebt, dass das misslingt.

Die Welt ist ein geistiges Ding,  
das man nicht behandeln darf.

Wer sie behandelt, verdirbt sie.

Wer sie festhält, verliert sie.

Die Dinge gehen bald voran, bald folgen sie,  
bald hauchen sie warm, bald blasen sie kalt,  
bald sind sie stark, bald sind sie dünn,  
bald schwimmen sie oben, bald stürzen sie ab.

Darum meidet der Weise  
das Zusehr, das Zuviel, das Zugroß.